



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bartels, Adolf: Nationale Dichtung : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Auch in anderer Beziehung ist es uns gelungen, die Franzosen im Wettbewerb zu schlagen. So liefen im November 1893 in Berlin Bestellungen auf 20 000 Stück Uniformen ein; derartige Aufträge pflegte die venezolanische Regierung bisher immer nach Paris zu geben.

Wir freuen uns aufrichtig, daß redlicher deutscher Arbeit auch hier die Anerkennung nicht fehlt, und wir geben uns der Hoffnung hin, daß das neueste Werk deutschen Fleißes, die „Große Venezuelaeisenbahn,“ noch mehr dazu beitragen wird, unsern Namen in Südamerika Achtung und Ansehen zu verschaffen.



Nationale Dichtung

Von Adolf Bartels

(Schluß)



So die Stoffwahl des Dichters ist nicht willkürlich. Aber nationale Stoffe haben doch einen Vorzug, meint man; die Stoffgestaltung gelingt am naturwahrsten, wenn man mit der Stoffwahl in der Rasse bleibt. Auch das ist nicht ohne weiteres wahr, es kommt alles auf die Wärme an, mit der der Dichter einen Stoff in sich aufnimmt; Zeit- und Lokalfarbe zu treffen gehört zu den der großen dichterischen Begabung innewohnenden Eigenschaften. Das erkennt auch der Verfasser von „Volkstum und Persönlichkeit“ an, wenn er schreibt: „Wenn der Dichter einmal eine besonders leidenschaftliche Stimmung ausdrücken will (!), wird er mit künstlerischer Berechtigung in die Geschichte der arischen Südländer greifen u. s. w., je nach der Grundstimmung, die seine Proteusnatur gerade zur Entlastung drängt. Die Nebelstimmung eines Hamlet wäre in Italien unmöglich; Othello aber, der wilde Maure, wäre als Germane undenkbar. Und Shakespeare wird nicht etwa, wenn er sich in die Seele eines Mohren versetzt, plötzlich unnational, schleudert den Engländer ab und wird »echter Maure«; so etwas ist unmöglich. Das Bindeglied liegt wo anders. Die Seele eines jeden Volkes hat im großen und ganzen eine besondere Eigenschaft besonders ausgeprägt: wir sprechen von dem eleganten Franzosen, dem stolzen Spanier, dem heißblütigen Iren u. s. w. Im Organismus des Dichters schlummern alle diese menschlichen Eigenarten, alle Laster, Tugenden, Temperamente. Freilich über eine gewisse Grenze kann der größte Dichter nicht hinaus. Niemand kann voll und folgerichtig einer fremden Rasse — der Arier z. B. dem Semiten — nachempfinden; sein anderer Organismus läßt

dies immer nur bis zu einem gewissen Grade zu.“ Eine Ahnung des Richtigen mag in diesen Sätzen liegen, dennoch herrscht auch hier wieder Verwirrung. Was die „besondere Eigenschaft eines jeden Volks“ dem Dichter soll, ist mir völlig unverständlich; auch dem oberflächlichsten Ästhetiker sollte doch klar sein, daß der Dichter mit dem „eleganten“ Franzosen u. s. w. nichts anfangen kann, daß ihm jeder Franzose, den er braucht, als Individualität aufgehen muß. Hier wird diese Eleganz nun gar noch „Eigenart“ genannt! Sollte es ferner wahr sein, daß in dem Organismus des Dichters alle Eigenarten, alle Tugenden, Laster und Temperamente schlummerten, so müßte man schleunigst beantragen, daß alle Dichter unter Polizeiaufsicht gestellt würden; denn wer könnte einem dafür bürgen, daß die gefährlichen Laster und Temperamente nicht auch bei anderer Gelegenheit als während der Produktion erwachten und die gräßlichsten Verbrechen herbeiführten? Die Sache ist die: das dichterische Vermögen setzt sich zweifellos aus zwei Grundkräften zusammen, der dichterischen Anschauung, meist einfach Phantasie genannt, und der gestaltenden Kraft. Der dichterischen Anschauung bleibt nun, beim Genie wenigstens, durchaus nichts fremd, wie auch der gestaltenden Kraft innerhalb des Rahmens der Kunst nichts unmöglich ist. Aber freilich, aus nichts kann die Anschauung auch nichts hervorzaubern, sie braucht Anzuschauendes, wenigstens Anhaltspunkte, aus denen sie mit Hilfe ihrer Diener und Dienerinnen, der Phantasie (im engeren Sinn), der Kombinationsgabe, des kritischen Verstandes, etwas Lebendiges in sich erzeugen kann. Natürlich, „über eine gewisse Grenze kann auch der Dichter nicht hinaus,“ nämlich nicht über die Grenzen der Menschheit, aber innerhalb dieser Grenzen kann er alles verstehen, und wenn man z. B. bei den Romanen Shakespeares germanische Züge entdeckt, so rührt das einfach daher, daß Shakespeare die Romanen nicht genug kannte oder, was dasselbe sagt, seinen Kunstzwecken entsprechend nicht weiter zu kennen brauchte. Den Menschen kennt der Dichter a priori, denn er ist selber einer und gekommen, ihn zu offenbaren; die Menschen muß aber auch er erst kennen lernen. Beobachtung nun und Studium sollten den Dichter doch ebenso weit führen wie den Mann der Wissenschaft, der, wie z. B. Ranke beweist, die Eigenart fremder Völker und Individualitäten sehr wohl aufzuhellen weiß. Das ist denn auch stets der Fall, und ist die Anschauung des Dichters einmal befruchtet, so kann er auch gestalten. Nur was unsrer Erkenntnis überhaupt verborgen bleibt, bleibt auch dem Dichter verborgen, der freilich nicht immer den mühsamen Weg des Mannes der Wissenschaft zu gehen braucht und vermöge seiner gewaltigen Kombinationsgabe oft da noch richtig ahnt, wo die Wissenschaft völlig versagt. Nun kann man wohl zugeben, daß in der dichterischen Praxis rein menschliche, nicht irgendwie national gefärbte Anschauung selten ist, ferner, daß beim Gestalten selber aus dem Individuellen des Dichters, in dem natürlich auch ein gut Teil nationalen Wesens steckt, Nationales in das Werk überfließt, aber

es wäre Täuschung, zu glauben, daß dieses etwas in dem Maße wesentliches sei, daß die dichterische Objektivität darüber in die Brüche ginge; es ist bei bedeutendern Dichtern immer nur ein Reiz mehr. Warum ein Arier dem Semiten überhaupt nicht sollte nachempfinden können, und umgekehrt, ist wahrhaftig nicht einzusehen. Jeder Arier kann es zwar nicht, auch jeder Semit nicht; aber der deutsche Dichter kann es, er kann sich, wie vielleicht sogar aus unsrer Kirchenliederdichtung nachzuweisen wäre, den Israeliten so gut anschaulich machen, wie ihn der Maler, Rembrandt z. B., charakteristisch auf die Leinwand zu bringen weiß; und daß sich der semitische Dichter in das deutsche Wesen versetzen kann, wenn er es auch gelegentlich verspottet, hat, man sage, was man will, Heine bewiesen. Mit bloßer Schauspielerei erobert man sich ein ganzes Volk nicht. Daß der Semit im wirklichen Leben vielfach anders empfindet und handelt als der Arier, soll natürlich nicht bestritten werden; mir kommt es hier nur auf den Dichter, den Künstler an. Ein Studium wird, wie gesagt, auch diesem vielfach nötig sein, wenn er fremden Volksindividualitäten näher kommen will, man glaube nur nicht, daß der Dichter aus dem Nichts hervor schaffe; bewußt und unbewußt bereichert er seine Anschauung, aber dann trifft er auch sicher. Daß Genie Fleiß sei, ist zwar nicht wahr, aber jedes Genie ist fleißig. Selbstverständlich besteht die Möglichkeit, die fremde Nationalität ganz zu durchdringen (vom „Wegschleudern“ der eignen kann überhaupt nicht die Rede sein, da ja der Dichter Persönlichkeit, nicht reine Anschauung oder gestaltende Maschine ist), nur bei der hervorragendern dichterischen Begabung; bei geringern fallen die nationalen Schranken natürlich weniger leicht, wie ja auch der wissenschaftliche Scharfsinn nicht jedermanns Sache ist. Was ferner von den gebenden Naturen gilt, gilt auch von den empfangenden; auch von ihnen kommen nur wenige über die nationalen Schranken hinaus. Aber ihre Notwendigkeit auf dem Gebiete der Kunst soll man daraus nicht folgern. Hier kommen, wenn man es streng nimmt — und bisweilen muß man das —, sowohl beim Schaffen wie beim Genießen und Verstehen nur die Ausnahmen in Betracht, was auch die Schwärmer für Volkskunst sagen mögen. Aber freilich sind diese Ausnahmen unter den empfangenden Naturen nicht auf die obern Stände beschränkt, und wenn alle Kunst aristokratisch ist, so braucht sie deshalb noch nicht raffiniert zu sein. Der großen Masse der Gebildeten und Ungebildeten wird die Kunst, das ist gar nicht zu bestreiten, ewig nur Unterhaltungs-, höchstens Bildungsmittel sein.

Noch ein Punkt. „Ein Germane, der römische Charaktere darstellt, wird in gewissen Punkten »fälschen,« d. h. deutsche Gefühle, Gedanken, Worte unterschreiben, wo der wirkliche Römer von ganz andern Gesichtspunkten aus denkt und spricht,“ lese ich. Es ist richtig, der Dichter unsrer Zeit kann mit den alten Römern nicht persönlich verkehren und daher nicht völlige Naturtreue erreichen, aber einen hohen Grad erreicht er durch richtiges Studium und durch

seinen sichern Instinkt doch, selbst bei unbekanntern Völkern als bei den Römern, wie es z. B. Gustave Flauberts karthagischer Roman „Salambo“ beweist, der nichts weniger als ein Phantasiegebilde ist. Aber es ist ja auch keineswegs die Aufgabe des Dichters, die römische Geschichte wieder herzustellen; wenn ihm ein römischer Stoff nahetritt, so geschieht das natürlich unter modernen Gesichtspunkten, der Stoff des Tiberius Gracchus z. B. unter dem der sozialen Frage. Die sich daraus ergebenden Veränderungen einfach „Fälschungen“ zu nennen, ist doch naiv, kriminalistische Begriffe gehören nicht in die Ästhetik; gefälscht wird in der Kunst allein durch künstliche Effekte und durch Sensation, und die kennt der wahre Dichter nicht. Nun fragt es sich aber noch, ob der Dichter nicht etwa auch „fälscht,“ wenn er Stoffe aus seiner nationalen Geschichte behandelt; mir scheint es immer noch leichter, einen „Tiberius“ als einen „Armin“ zu schreiben, ja man würde mit Ludwig XIV. vielleicht besser fertig als mit dem großen Kurfürsten, eben weil bei jenem alle Verhältnisse, dank den vorzüglichen Schriftstellern seines Volks und seiner Zeit, klarer sind. So blieben am Ende nur die Stoffe aus der Gegenwart für die Behandlung durch „nationale“ Dichter übrig; aber es kann doch vorkommen, daß man auch sein eignes Volk nicht kennt — ich als Schleswig-Holsteiner würde mich z. B. schön hüten, Oberbaiern darzustellen —, und aller Weisheit Schluß wäre dann, das Dichten überhaupt bleiben zu lassen, was aber trotz der ernst gemeinten Behauptung eines großen Frankfurters Kritikers, daß selbst Shakespeare vielleicht keine Dramen geschrieben hätte, wenn er zufällig ein reicher Mann gewesen wäre, dem Dichter nicht gut möglich ist.

Wenn man es sich doch nur endlich einmal abgewöhnen wollte, dem Dichter, dem Künstler Vorschriften zu machen! *Sint ut sunt, aut non sint!* Der dichterische Schöpfungsprozeß selber ist doch nichts weniger als ein klar bewußtes Handeln, und wenn auch beim Schaffen die Persönlichkeit des Dichters mit allen ihren menschlichen Eigenschaften, ihren Erfahrungen und Studien gewissermaßen immer im Hintergrunde steht, so ist doch die Gestaltungskraft das ausschlaggebende, und die tritt bei dem echten Dichter, wie zahlreiche Geständnisse lehren, ja wie sogar sprachliche Bezeichnungen wie Schöpfungsieber und dergleichen darthun, in durchaus spontaner und etwa an das Schaffen des Traums erinnernder Tätigkeit auf. Goethe braucht vom „Werther“ bekanntlich den Ausdruck, er hätte ihn „ziemlich unbewußt, einem Nachtwandler ähnlich“ geschrieben, und Hebbel will dem künstlerischen Vermögen überhaupt die Mittelstufe zwischen dem Instinkt des Tiers und dem Bewußtsein des Menschen angewiesen wissen. Es versteht sich daher von selbst, daß auf den schaffenden Dichter ein unmittelbarer Einfluß irgend welcher Art nicht mehr zu üben ist, daß ferner der Dichter selbst, wenn er wirklich ein Dichter ist, Tendenzen während des Schaffens nicht in sein Werk hineinragen kann. Ohne Zweifel: die Persönlichkeit des Schaffenden giebt dem Werke den

Stempel ihrer Eigenart, aber das spezifisch Künstlerische, das Genie, das Talent giebt denn doch das Werk selber. Auch die größte Individualität hilft nichts, wenn die künstlerische Begabung und die aus ihr hervorgewachsene Vollendung in der Kunst fehlt. Was nützt es, den deutschen Künstler, wie es der Verfasser von „Volkstum und Persönlichkeit“ thut, an die großen deutschen Männer der Vergangenheit und Gegenwart, an Luther, Friedrich den Großen, Bismarck zu erinnern? Es ist etwas sehr verschiedenes, weltgeschichtliche Thaten zu thun und unsterbliche Werke zu schreiben, mögen die Genies menschlich auch immerhin manche gemeinsame Züge haben. Vor allem aber ist es deswegen zwecklos, dem Künstler die Ausbildung seiner Persönlichkeit anzuraten, weil er das ganz von selber thut. Ein großer Künstler ist stets auch ein großer Mensch, ein voller Künstler ein voller Mensch. Die Natur verfährt nicht so thöricht, große Begabungen an nichtswürdige Individuen wegzuworfen. Selbst bei Heine, selbst bei Grabbe entsprechen sich Talent und menschliche Art ganz genau, entsprechen die menschlichen Schwächen und Vorzüge denen ihrer Poesie. Und auch für heute gilt der Satz. Wenn der Verfasser des oftgenannten Aufsatzes sagt: „Unsre meisten Künstler und Dichter können viel, sind aber nichts,“ so ist das ein Unsinn. Gerhart Hauptmanns Begabung entspricht wahrscheinlich genau seiner Persönlichkeit; er ist ein sogenanntes „partiellles Genie,“ das die Schranken seiner Kunst wie seiner Intelligenz und seines Willens sehr deutlich aufzeigt. Auch die übrigen modernen deutschen Dichter, die noch irgendwie hervorragten, sind keineswegs so gewaltige „Könner,“ wenn sie sich auch der „neuen Technik“ zum Teil in sehr gewandter Weise bemächtigt haben, der Technik, die meist nicht von einem Einzelnen entwickelt wird, die selbst das Genie meist übernimmt, Shakespeare von Marlowe u. s. w., Goethe von Shakespeare, Rousseau, Lessing, selbst von Bürger, unsre Modernen von Ibsen, Dostojewsky, Zola, den Goncourts u. s. w. Und so sage ich: die deutsche Kunst braucht nicht große Männer, sondern große Künstler; daß diese große Männer sein werden, kann man als sicher voraussetzen.

„Eine Kunst, die wie der Naturalismus von dem Begriffe der »Wahrheit« ausgeht, völlig also den modernen Kreis ausfüllt, kann den zum größten Teil außerhalb liegenden, von ganz andern Voraussetzungen ausgehenden, um einen ganz andern Mittelpunkt liegenden nationalen Kreis nicht füllen. Sie kann den Fleck, den sie mit ihm gemeinsam hat, stark betonen und zu einem deutschländischen Naturalismus sich umfärben: aber deutsche Volkskunst ist sie damit noch nicht. Sie schafft aus der Zeit für die Zeit, die Volksdichter aber aus dem Volk für das Volk (populus, gens, natio). Diese Gegenüberstellung von Zeitdichter und Volksdichter scheint mir, so meint der Verfasser von »Volkstum und Persönlichkeit,« die Sache am klarsten zu treffen. Der erstere holt seine Stoffe aus den Problemen der Zeit, der letztere aus der Geschichte und Art seines Volkes; jener wird leicht zum Grübeln und Künsteln neigen,

dieser wird frisch lebendig an den Vorgängen und Gestalten selbst seine Freude haben.“ Ist es nötig, diese hübschen theoretischen Konstruktionen näher zu beleuchten? Eine Kunst geht nie von Begriffen aus, und der einzelne Dichter auch nicht. Aber das wäre ein schöner Dichter, der nicht auch nach Erkenntnis auf dem Gebiete seiner Kunst ränge.

Den schlechten Mann muß man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt.

Gerade dadurch, daß der Dichter unermülich nach Vervollkommnung strebt, nach größerer ästhetischer Bildung, beweist er, daß er einer ist; nur die winzigen oder Geschäftstalente pflegen es sich zu schenken, in dem mehr oder minder klaren Bewußtsein, daß sie schlecht bestehen würden. So haben Goethe, Schiller, Kleist, Hebbel, Ludwig und alle bedeutenden schöpferischen Geister gerungen, und auch der Vater des Naturalismus that dies und schuf seine Theorie vom *document humain*, einseitig zwar, aber für sein eignes Schaffen doch höchst bezeichnend. Aber diese Theorie war das Spätere, die Kunst selber war früher. Nun haben auf unsre deutsche naturalistische Kunst Zola, Ibsen und die Russen sicher auch theoretisch großen Einfluß geübt, aber man bilde sich doch nicht ein, daß der Begriff „Wahrheit“ sie hervorgerufen habe; sie entstand wie jede Kunst aus den vorhandenen natürlichen Bedingungen, den sozialen Verhältnissen im weitern und den litterarischen im engern. Das wird die Litteraturgeschichte einst ganz endgiltig feststellen, annähernd kann man es schon jetzt. Natürlich nimmt die naturalistische Kunst ihre Stoffe aus den Problemen der Zeit, aber das hat auch jede andre Kunst vor ihr gethan; eigentümlich ist ihr höchstens, daß sie auf wissenschaftlichen Wert Anspruch erhebt, aber das ist nicht viel mehr als eine Marotte, über die man sich nicht sonderlich aufzuregen braucht. Wie man es anfangen soll, Stoffe aus der Art seines Volkes zu nehmen, wäre ich sehr begierig zu erfahren. Kurz gesagt, es kommt bei der Gegenüberstellung von Zeit- und Volksdichter nichts heraus; alle großen Dichter waren beides, nur die Talentchen sind bloße Zeitdichter, aber was kümmern uns die? Als größtes Beispiel eines Volksdichters wird Shakespeare hingestellt, aber der war in hohem Maße auch Zeit-, Renaissancedichter, er nahm seine Stoffe, wo er sie fand, nur vierzehn von siebenunddreißig aus der „Art seines Volkes,“ und ließ jeden Einfluß der Zeit, ja selbst ihre Launen, wie den Euphuismus, auf sich wirken. „Mit den empfänglichen Organen des Kindes und der naiven Sicherheit des Genies“ soll er als echter Volksdichter stets das Wesen der Sache getroffen haben — Worte, Worte, sagt Hamlet. Kindlichkeit, Naivität, frische Empfänglichkeit sind gewiß Eigenschaften des echten Künstlers, aber es gehört noch etwas mehr dazu, große Werke zu schaffen. „Es giebt eine doppelte Naivität, die triviale, deren sich der Besitzer nicht rühmen würde, wenn er wüßte, daß sie auf lauter

Negationen beruht, und die echte, die nicht den Geist und also auch nicht das von diesem unzertrennliche Bewußtsein ausschließt," sagt jemand, der diese Dinge leidlich versteht. Von demselben Manne stammt auch folgendes Epigramm:

Bileams Esel, du Muster naïv-ursprünglicher Dichter!

Während der Herr aus dir sprach, sahst du nach Disteln dich um.

Ganz und gar thöricht ist es dann, wenn man die Dichter ohne weiteres tadeln, weil sie nervös, skeptisch, pessimistisch seien und das bei der Behandlung ihrer Stoffe verrieten. Der Begriff „Gesundheit“ ist kein ästhetischer; macht unsre Verhältnisse gesund, dann werdet ihr auch gesunde Dichter haben! Übrigens ist der Begriff so relativ, daß man mit ihm nichts anfangen kann. Der „Werther“ ist ein „krankhaftes“ Werk, aber Goethe war als Dichter sehr gesund. Nun soll das Wesen des Volksdichters gar Freude und Ruhe trotz Tod und tausenderlei Fragezeichen sein! Von Freude und Ruhe merkt man doch in des Volksdichters Shakespeares „Hamlet“ und „Timon“ eigentlich auch recht wenig; selbst die Komödie „Der Sturm“ offenbart eine stark pessimistische Weltanschauung, die künstlerisch hier doch kaum erforderlich ist. Es ist mit Recht oft bemerkt worden, daß sich ein echter Weltschmerz, der mit unserm Pessimismus freilich nicht zu verwechseln ist, durch alle große Poesie seit den alten Indern und Zirdusi hindurchzieht. Wohl hat der Dichter auch wieder Freude an der Fülle der Erscheinungen und Gestalten, aber das eine oder das andre als seine „richtige Grundstimmung“ hinzustellen, ist ohne Zweifel falsch und ungerecht. Ist doch die Grundstimmung bei verschiedenen Werken desselben Dichters oft völlig verschieden! Auf den „Wahrheitsschwindel“ der Naturalisten gebe auch ich nicht allzuviel, aber es ist doch ein bißchen viel gesagt, wenn behauptet wird, daß keine Zeile in Shakespeare im naturalistischen Sinne lebenswahr sei; freilich ist für Shakespeare die Lebenswahrheit auch weiter nichts als ein Mittel der Kunst, niemals Zweck. „Die Übersetzungsarbeit aus der wirklichen Welt Gottes in die Sprache und Welt des Dichters nennt man Kunst“ — sehr wahr, aber es fange einmal einer etwas mit einer solchen Definition an! „Ein Kunstwerk ist ein Naturausschnitt, gesehen durch ein Temperament," sagt Zola; der Verfasser von „Volkstum und Persönlichkeit“ setzt für Temperament „Persönlichkeit“ und verwässert die Sache. Nein, die Hauptsache ist und bleibt bei der Kunst das Können, also die Fähigkeit, die Dinge künstlerisch anzusehen, und die Gabe der Darstellung, die unendlich weit mehr ist als die erlernbare Technik. Kann der Künstler die Welt groß sehen, hat er die Gabe, das Gesehene in mächtigen oder reinen Formen wiederzugeben, so ist er groß und wird sowohl den modernen wie den nationalen Kreis ausfüllen, die übrigens nur theoretische Annahmen sind, und in den höhern „erdjesten Realitäten“ Leben, Kunst, Individualität u. s. w. ohne Rest

aufgehen. Diesen aber kommt man ebensowenig wie mit der reinen Logik mit Tendenzen bei, also auch schwerlich mit der nationalen.

Das ist ja der berüchtigte Grundsatz: Laissez faire, laissez aller! wird man mir zurufen. Nein, es ist nur die Erkenntnis, wie außerordentlich schwierig es ist, auf Naturkräfte, auf ein organisches Wachstum einzuwirken, dessen Gesetze man nicht einmal völlig kennt, ja wahrscheinlich nie völlig kennen lernen wird. Es ist ebenso unsinnig, die Dichtung, den „Quell aus verborgnen Tiefen,“ unmittelbar beeinflussen, ihm seinen Lauf vorschreiben zu wollen, wie es ganz vergebliche Mühe ist, durch Pflege des „reinen“ Volkstums das Hervortreten großer Männer zu erstreben. Es fragt sich sogar, ob es möglich sei, durch positive Arbeit ein Volk nur gesunden zu lassen; das einzige Beispiel, das für diese Möglichkeit spricht, die Erhebung Preußens seit 1807, bedeutet vielleicht nur ein Entbinden bis dahin unbenutzter Volkskräfte, aber die am meisten sittlich verkommene hauptstädtische Bevölkerungsschicht hob sich schwerlich, und der Erfolg war überhaupt von kurzer Dauer. Bekanntlich ist der Held von Claudens „Mimili“ ein preußischer Offizier der Befreiungskriege. Gesezt aber auch, es wäre möglich, die Entstehung des großen Mannes oder Dichters zu beeinflussen und später auch seine ganze Entwicklung, wer sollte dies thun? Die Leute, die das reine Volkstum predigen? Allen Respekt vor der wackern Gesinnung, die man unter ihnen findet; aber ich glaube nicht, daß sich die großen Geister von untergeordneten regieren lassen werden. Sie werden sich über das, was das Volkstum bedeutet, selbst ein Urteil bilden, und es sollte mich sehr wundern, wenn sie nicht zu andern Anschauungen kämen als unsere heutigen Nationalen. Große Männer haben bisher noch immer gegen den Strom schwimmen müssen, und die Aussicht ist wohl gering, daß es gerade in unserm deutschen Vaterlande so bald anders werden wird. Nach wie vor wird es genügen, wenn sich der Anteil, den ein wahrhaft nationalgesinnter Mann an der Dichtung seines Volkes nimmt, darauf beschränkt, den bedeutenden Dichtern Anerkennung zu verschaffen. Man kann aber auch überzeugt sein, daß, wenn uns Deutschen der große Dichter, das ersehnte Genie, erstehen sollte, er, nachdem er sich selbst gefunden hat, unbeirrt seinen Weg gehen wird, ganz so, wie es Goethe that, der sich um die räsonnirenden Aufklärer und die edeln Demokraten, die ihn einen Fürstenknecht schimpften, herzlich wenig kümmerte. Dennoch ging er mit unserm Volkstum Hand in Hand, auch ohne daß er eine nationale Erziehung genossen und sich über das reine Volkstum allzu sehr den Kopf zerbrochen hätte. Nochmals: schafft gesunde Verhältnisse, bemüht euch redlich um die Wohlfahrt des ganzen deutschen Volks, sucht seine politische Einheit zu stärken, verbessert die Bedingungen, unter denen sich geistiges Leben im allgemeinen entwickelt, und ihr braucht keine Angst zu haben, daß die großen Künstler ausbleiben. Daß ihr an jedem stolz emporstehenden jungen Baum eure Gärtnerkünste versucht, dazu ist er nicht da; er wird es sich auch nicht

gefallen lassen. Grundbedingung alles künstlerischen Schaffens, trotz oder wegen seiner Gebundenheit in sich selbst, ist Freiheit, die nie bei den echten, nur bei den Talmigentlichen zur Zuchtlosigkeit wird. Man soll aus dem Deutschtum keine Ketten schmieden, um die Individualitäten damit zu belasten. Ohne Bild: ich halte das Schreien nach „nationaler Kunst“ für weiter nichts als eine der echtmodernen „Nervosismen“; eine Sorte von „Erznationalen“ ist gar nicht viel besser als die naturalistischen Schreier und Defadents. Haben denn die alten Niederländer, die man so gern als Muster heranzieht, nach nationaler Kunst geschrien? Sie schlugen die Spanier, eroberten und bewirtschafteten Kolonien und kauften Bilder — damit machte sich alles von selbst. Wir haben für den Gedichtband eines talentvollen Dichters keine drei Mark übrig, aber wir geraten in Aufregung, wenn das Berliner Lessingtheater ein schlechtes Stück von Sardou aufführt, weil darin französischer Nationalstolz ist, und schimpfen auf Felix Dahn, der, obwohl nach eigenem Geständnis nur ein Dichter dritten Ranges, doch sicher dem Ideal der Externationalen am nächsten kommt, wenn er die Versöhnung zwischen dem Kaiser und Bismarck in angeblich lateinischen Versen besingt. Ist denn so etwas unser würdig? Muß denn das Nationalgefühl, das doch vor allem starkes, stolzes, ruhiges Selbstvertrauen sein soll, wie es, Gott sei Dank, manche deutsche Stämme auch immer gehabt haben, sich bei jedem Quark raketen gleich entladen? Da heißt es: ja, welchen Schaden an der Seele hat uns der Sardou mit seinen raffinierten und unsittlichen Stücken zugefügt, wie hat er unser braves Publikum verdorben! Nun, wen ein Sardou verderben kann, an dem ist wirklich nicht viel verloren. Die Rettung des Teils des großstädtischen Publikums, das Sardou und seine jämmerlichen deutschen Nachfolger trug und jetzt zur Abwechslung Ibsen und Strindberg trägt — die ich aber beileibe nicht mit Sardou auf gleiche Stufe gestellt sehen möchte, so raffiniert sie auch sind —, haben doch vernünftige Leute längst aufgegeben, und so verstehe ich einen Nationalismus nicht, der weiter keine Bethätigung für sich sieht, als sein Anathem über das Publikum zu rufen und vor allerlei Budiken auf dem nationalen Quivive zu stehen. Es wird bei uns über das Volkstum unbedingt zu viel geredet, man möchte es zu einer Art Religion erheben und vergiftet, daß die wahrhaft Frommen nie ihr Herz auf der Zunge getragen haben. Gott behüte uns davor, daß nun auch noch die Heuchelei eine deutsche „Eigenart“ werde! Doch, ich sehe vielleicht zu schwarz. Noch hat das deutsche Volk eigene Lebenskraft, noch ist Aussicht, daß es die schweren Aufgaben, die die Zeit in ihrem Schoße birgt, aus eigener Kraft lösen werde. So lange aber das deutsche Volk eigene Lebenskraft hat, so lange wird es auch deutsche Dichter haben.

